

„Am Beispiel meines Bruders“

Ein feines, sehr persönliches kleines Buch, das große Themen aufgreift wie die moralische Zerrissenheit der Nachkriegseltern, die zwischen Trauer um den gefallenen Sohn und Einsicht in die Sinnlosigkeit des Krieges und Grausamkeit des Naziregimes um die innere ethische Integrität kämpfen.

Aber das Besondere an diesem autobiografischen Werk ist die Art von Uwe Timm, liebevoll Erinnerungen an den sensiblen, zum Helden hochgehobenen Bruder, der den kleinen Bruder die ersten drei Lebensjahre begleitet, zu vermischen mit Auszügen aus den Briefen und dem Tagebuch vom Großen, der als Waffen-SS-Soldat in der Ukraine 1943 an seinen schweren Wunden stirbt. Das Nicht-hinschauen-Können des Vaters kehrt als Beschwörungsformel immer wieder zurück: „Davon haben wir nichts gewusst“, und als Pendant dazu die knappen Aufzeichnungen von Karl-Heinz an der Front: verschlüsselte Angaben zur Lage im militärischen Stil, die nach ein paar Monaten in Anbetracht des erlebten Grauens (so vermutet Uwe Timm) enden.

Und der jüngere Sohn bemüht sich, die Verstrickung des Vaters, der, durch beide Kriege gezeichnet, im Alkohol seine berufliche und moralische Misere zu verdrängen versucht, zu verstehen, wohl wissend, dass er dem toten Bruder nicht das Wasser reichen kann, ebenso wenig wie die ältere Schwester, die ihr Leben lang die herzliche Zuwendung des Vaters vermisst hat. So entsteht, als würde der Autor innerlich den Prozess durchlaufen, der uns in der Aufstellungsarbeit sehr vertraut ist, in ihm eine neue, mitfühlende Haltung der resoluten Mutter gegenüber, mit der ihn ein feiner Kontakt jenseits der Worte von der Frühkindheit bis zu deren Tod verbindet; auch dem sprachlosen Vater gegenüber, den er eines Tages vorfindet, weinend um ein kollektives Wertesystem, das gescheitert ist.

Letztendlich bleibt der jüngere Sohn seinen Eltern, wie wir alle, verpflichtet. Den Großen nach erlebt er das eigene „Nicht-sehen-Wollen“ am eigenen Leib. Er erleidet den ersten, schmerzhaften Abriss der Hornhaut in dem Moment, als er das Buch von Browning „Ganz normale Männer“ zu lesen beginnt: Die „normalen“ Männer waren eben nicht die wenigen Soldaten, die den Mord an Zivilisten in der Ukraine verweigerten, sondern die, die nur Befehle ausführten, wie sein Bruder Karl-Heinz.

Uwe Timm

**Am Beispiel meines Bruders,
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003**

Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Taschenbuchausgabe: dtv, München 2005

„Extrem laut und unglaublich nah“

Was an diesem Buch zuerst besticht, ist seine Aufmachung. Man blättert es durch, da fallen leere Seiten auf, manche sind nur mit einem Wort oder Satz versehen, Fotos erscheinen, hier vom 11. September 2001, da von einem Türknauf, Zeichnungen, mit rotem Kugelschreiber umrandete Wörter und Sätze ... Man ist neugierig.

Und schon hat uns nach den ersten Zeilen die Geschichte in ihren Bann gezogen und geht uns ans Herz: Wer uns da anspricht, in erschütternden kindlichen Bildern, mit Beschwö-

rungsformeln, ist der neunjährige Oskar, der sich durch ganz New York auf die Suche nach seinem am 11. September 2001 in einem Twin Tower verstorbenen Vater macht. Oskar lässt uns Briefe lesen, die er an „berühmte Persönlichkeiten“ mit der Bitte um Kontakt schreibt. Er zeigt uns Fotos vom 11. Sep., die ihn belasten. Oskar weiß zu viel über den dramatischen Tod des Vaters, er braucht ganz viel Verständnis seiner erwachsenen Begleiter, wenn er das Schloss zu dem Schlüssel sucht, den sein Vater in seinem Zimmer in einer blauen Vase scheinbar versteckt hatte. Wie konnte sein Vater das tun, welches Geheimnis oder Teil seines Lebens jenseits der Fantasie des Sohnes verbirgt sich dahinter? Der Schlüssel verhilft Oskar zu wundersamen Begegnungen mit Mitmenschen, die alle „Black“ heißen, so der Name, den sein Vater auf einem Zettel zu dem Schlüssel gelegt hatte. Ein bewegender Prozess beginnt, Oskar muss viele Ängste und Zwänge, die nach dem 11. September entstanden sind, überwinden, um wieder Kontakt, auch körperlichen Kontakt annehmen zu können, um seine Suche fortzusetzen. Eigentlich eine Suche nach dem Teil von ihm selbst, der nach dem Verlust des Vaters noch leben und sich für das Schicksal anderer interessieren darf.

Er ist nicht der Einzige, der in seiner Familie auf der Suche ist: Auch der Vater seines Vaters trauert um seine frühe Liebe, von ihm schwanger, die in der Zerstörung Dresdens verschwand (das Wort Zerstörung reicht kaum, um das Grauen, das der Großvater sehr genau in bewegende Worte fasst, wiederzugeben, da haben wir die von Oskars Vater umrandeten roten Wörter!). Die Schwester seiner Anna, die dann Oskars Großmutter wird, wird diesen Verlust nicht ausgleichen können (dass wissen wir Systemaufsteller auch). Der Großvater muss schon vor der Geburt seines Sohnes auf Wanderschaft gehen und kommt erst zurück, als ihn nach dem 11. September die Not seines Enkels trotz des Widerstands der Großmutter auf den Plan ruft. Er hat seine Sprache verloren, das zuletzt gesprochene Wort war „Ich“ (die leeren Seiten des Buches!). Er kann nur noch auf einzelne Wörter oder Sätze zeigen, die er auf Seiten eines kleinen Büchleins, später auf Wände und Türen gekritzelt hat. Alle Beteiligten in dieser Geschichte scheuen die Berührung, denn die körperliche Umarmung schmerzt in der Seele zu sehr. Briefe werden geschrieben, vor allem an den Enkel (auch er schreibt „Briefe“, zum Beispiel an Stephen Hawking), Bitten um Verständnis für das Versagen, das Nicht-annehmen-Können der Liebe, die doch immer da war. Langsam schließt sich aber doch der Kreis, als alle gesehen und Worte der Versöhnung gesprochen werden, und so darf sich Oskar vorstellen, dass die Geschichte rückläufig ihn an den Abend vom 10. September zurückbringt, als ihm sein Vater die letzte Gutenachtgeschichte vorliest. Dieses Buch hat mir meine Tochter empfohlen mit der Bemerkung: „Mama, ein Muss für Systemiker!“ Wo unsere Kinder recht haben, da haben sie recht.

Jonathan Safran Foe
Extrem laut und unglaublich nah
Taschenbuch Verlag, 2009

„Jureks Erben, Vom Weiterleben nach dem Überleben“

Dies Buch handelt von der Frage, was wir von einem Zeitzeugen erwarten, wie viel Wahrheit Erinnerungen an Schreckliches enthalten und ob jemand, der als junger Mensch Jahre des täglichen Folterns und Mordens erlebt hat, in seiner Seele und seinem Herzen überleben kann. Es schildert die jahrelange Beziehung zwischen der jungen Historikerin Katarina Bader und dem ehemaligen polnischen Auschwitz-Häftling Jerzy Hronowski, genannt Jurek. Sie beginnt wie eine Aufstellung: Als Jurek beerdigt wird, stehen sein Sohn und dessen Kinder, gerade aus Amerika nach Warschau geflogen, steif und ohne Tränen am Grab. Erst als der Enkel Merek anfängt, um den Großvater zu weinen, erwacht sein Vater Tomek aus der Erstarrung, alle setzen sich zusammen in einem Restaurant, trinken auf den Toten und reden.

Jurek hat erst 1965 begonnen, von seinen Erlebnissen in Auschwitz zu erzählen, über 40 Jahre blieb er seiner Aufgabe treu, den deutschen, vor allem jungen Besuchern bei der Verarbeitung der Geschichte ihrer Eltern und Großeltern beizustehen. Alle äußern sich einhellig zu diesem Austausch: Jurek hat sie fasziniert, überwältigt, ihnen zu sich selbst und zu einem tiefen Verständnis des schicksalhaften Grauens im KZ verholfen.

Und nun schildert K. Bader das Besondere an diesem Austausch mit Jurek: Alle außer ihr, – vor allem diejenigen, die Jureks „Geschichten über Auschwitz“ in ein Buch fassen wollten, hat Jurek auch nach langen Monaten inniger Kommunikation mit leidenschaftlichen, ja paranoiden Vorwürfen verstoßen. Alle Versuche einer Verständigung scheiterten, es blieben nur Unmengen Material, welches in langen Nächten und Wochen von Interviews mit Jurek über diese vier Jahre in Auschwitz entstanden war. Von ihren „Vorgängern“ bekam K. Bader alle Unterlagen mit der freundlichen Aufforderung zugeschickt, dieses Buch über Jurek endlich fertig zu schreiben.

Etwas Entscheidendes ist Katarina aber im Laufe der zehn Jahre bewusst geworden – und das ist auch der Prozess, den der Leser mit ihr wiederholt. Jurek hat sie und alle deshalb durch endlose Korrekturstunden seiner Geschichten gequält, weil er sich seit damals, 1965, immer wieder die Frage stellte: Wie kann man, und soll man überhaupt, über dieses für andere Unfassbare berichten, wie Erinnerungen sortieren, sodass das Unerträgliche den Zuhörer nicht in die Flucht jagt? Und wie ist es mit dem Wahrheitscharakter von Erinnerungen bestellt? So arbeitet sich Jurek Jahrzehnte durch Dokumente der Auschwitz-Gedenkstätte durch, liest sozusagen alles, was zu dem Thema bislang erschienen ist, unterhält sich mit vielen Mitarbeitern von Aktion Sühnezeichen, bis er „seine“ Geschichten verifiziert hat und sie freigeben kann.

Und doch nicht freigeben kann: Denn auch für ihn bleibt das, was ihn in den vier Jahren Auschwitz seelisch ermordet hat, unvermittelbar. „Erben“ wird er keine haben: Seinen Sohn hat er aus dem Haus gejagt, als dieser 16 Jahre alt war, seiner Frau hat er nichts erzählt, sie hat ihn in den Albtraumnächten im Arm gehalten, als er nur noch schreien konnte. „Nach allem, was ich gesehen hatte, konnte ich nicht mehr lieben“ (Jureks Erben, S. 149) gestand er Katarina. In den sieben Fassungen seiner Geschichten, die K. Bader immer wieder hört, wird spürbar, wie er für sich und andere das Geschehen erträglicher machen möchte. Da, wo 1965 nur Einsamkeit, Entsetzen und Kälte herrschten, ist 1970, 1982 etc. eher von Kameradschaft, Hilfe und Zusammenhalten unter den Häftlingen die Rede. Auch nachdem sie erfahren hat, dass Jurek für den polnischen Geheimdienst gearbeitet hat, verliert Katarina den Glauben an die Authentizität seiner Geschichten in ihren verschiedenen Versionen nicht.

Nach Jureks Tod reist K. Bader nach Amerika, wo Jureks Sohn Tomek lebt. Sie bringt ihm eine Kopie der Geschichten seines Vaters. Aber es ist gleichzeitig zu früh und zu spät. Tomek hätte einen Vater, keinen Zeitzeugen gebraucht: „Er hat immerzu Auschwitz überlebt“ (Jureks Erben, S. 360) erzählt er ihr weinend. Nur durch Katarinas liebevolle Vermittlung findet der Sohn langsam zu diesem vereinsamten, verzweifelten Vater nach dessen Tod zurück. Ein bewegender Bericht.

Jureks Buch wurde fertig geschrieben: Leben – Erinnerungen. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau/Stiftung für die internationale Jugendbegegnungsstätte, O’swiecim 2008

Katarina Bader
Jureks Erben, Vom Weiterleben nach dem Überleben
Kiepenheuer & Witsch, 2010

„Der Tod meiner Mutter“

Ein kleines, sehr ehrliches Buch, geschrieben von einem Sohn, der sich langsam seiner schwer kranken, dann sterbenden Mutter nähert, bis der Abschied von ihr vollzogen sein kann. Dazu muss Georg Diez viele Schritte gehen, wie eine Spirale entrollt er die Erinnerungen an eine starke, selbstständige Mutter, auf deren Aussagen und Anfragen er früher oft gereizt reagierte. Ständig schiebt sich das gegenwärtige Bild der dahinsiechenden Mutter dazwischen, er will lange nicht wahrhaben, dass diese Realität die Vergangenheit verdrängt hat. Seine Mutter Hannelore Diez war nämlich eine anerkannte Familienmediatorin in München und im ganzen Glockenbachviertel bekannt. Am Ende ihrer zehnjährigen Krebserkrankung angelangt, ist sie von Pflegepersonal, Freunden und Verwandten abhängig, wogegen sie sich selber mit immer kindlicheren Ausreden und Nicht-hören-Wollen vehement wehrt. Ihr ähnlich gelingt Georg Diez oft nicht, für die bedürftige Mutter ein

offenes Ohr zu haben oder rechtzeitig da zu sein, wenn eine Veränderung ansteht. Er flüchtet in seine Arbeit, muss immer wieder kurzfristig zum Flieger nach Amerika. Es ist wie ein „Nein“ zum Schmerz der Trennung, die bevorsteht, ein Nein zu Erinnerungen an die Münchner Zeit, die er hinter sich lassen wollte.

Es ist aber auch ein rührendes Erzählen von alltäglichen Dingen: von Gegenständen, die an die Kindheit erinnern und die der Mutter den sicheren Schutz des immer Dagewesenen gewähren. Von den letzten Gängen nach außen mit der kranken Mutter, erst zu Fuß, dann im Rollstuhl. So knapp und schlicht können seine Sätze werden, wie Gedankenbruchteile, die uns ein Gefühl für das Unsagbare vermitteln, für die Liebe eines erwachsenen Sohnes, der Verfall und Verlust, Gedächtnisschwund und Angst vor dem eigenen Tod noch nicht erlebt hat. Mit Prägnanz, Knappheit, manchmal wie Zitate aus einem inneren Dialog, fast wie ein Lied, lässt uns der Sprachduktus vor allem mit dem Herzen mitgehen.

Ein Dazwischenstehen zwischen Kind bleiben und Vaterwerden. Erst wenn der Erzähler das Fliegen einstellt und Ruhe in sein Leben einkehrt, kann der Abschied von der Mutter auch im Herzen vollzogen werden und der junge Vater sich Frau und Kind zuwenden. Sehr zu empfehlen!

Georg Diez
Der Tod meiner Mutter
Kiepenheuer & Witsch, 2009



Edith Chancrin, *1952 in Paris, seit 1984 Heilpraktiker-Homöopathin in eigener Praxis in Mauerstetten, Allgäu, Atemtherapeutin; erste Kontakte zur Aufstellungsarbeit 1999, seit 2005 Systemaufstellerin (DGfS, ISCA), arbeitet systemisch im Einzelsetting und mit Gruppen in Deutschland und Frankreich.
www.edith-chancrin.de

Neben dem Druckteufelchen, unserem ständigen Begleiter, hat sich in Ausgabe 1/10 der „Praxis der Systemaufstellungen“ ein neuer Gast eingestellt: Das Systemfehlerteufelchen. Dadurch ist der Text einer Buchbesprechung von Joachim Vogel (Wilfried Nelles: Männer, Frauen und die Liebe) arg in Mitleidenschaft gezogen worden und entsprach nicht mehr der Intention des Verfassers. Wir bitten dieses Versehen zu entschuldigen. Die Schriftleitung.